

Das letzte Opfer

Gerd Ruebenstrunk

Ich weiß nicht, warum Nosslinger gerade mich beauftragte, die Mordserie in der Stadt am Meer zu untersuchen.

Ich hatte weder großartige Erfolge vorzuweisen noch war ich das, was man einen Topermittler nennt. Die letzte Zeit hatte ich vorwiegend im Büro verbracht, damit beschäftigt, alte Fallakten zu aktualisieren und anschließend zu archivieren. Das würde ich wahrscheinlich bis zu meiner Pensionierung fortführen, die, mit einigem Glück, nur noch drei Jahre entfernt war.

Deshalb überraschte es mich umso mehr, als er mich in sein Büro riefen ließ. Wie eine alte, fette Kröte hockte er hinter seinem Schreibtisch, der so leer war wie mein Konto kurz vor Monatsende. Vor ihm lag lediglich eine dicke Akte, die schon durch viele Hände gegangen sein musste, wenn man nach den zahlreichen Unterschriftenkürzeln auf dem Deckel ging.

Nosslinger war eine lebende Legende. Im Laufe seiner Karriere war es ihm gelungen, zwei Serienmörder zur Strecke zu bringen. So wunderte es auch keinen, dass er, obwohl er zehn Jahre jünger war als ich, zum Abteilungsleiter und damit zu meinem Vorgesetzten berufen worden war.

Warum er den Fall nicht selbst übernehme, fragte ich ihn. Immerhin verfüge er doch über entsprechende Erfahrung, während ich nichts anderes sei als ein besserer Archivar.

Das sei nicht so einfach, erwiderte er. Er habe jetzt Verantwortung und könne seinen Posten nicht ohne Weiteres verlassen. Er setze volles Vertrauen in mich, schließlich sei ich doch einmal ein solider Ermittler gewesen, und genau das sei hier gefragt. *Solide* Ermittlungsarbeit. Überflieger gebe es genug, auch in der Stadt am Meer, aber keinem von ihnen sei es gelungen, auch nur den kleinsten Hinweis auf den Täter zu finden. Deshalb betrachte er es als durchaus unkonventionellen Schachzug, mir die Aufgabe zu übertragen.

Er schob mir die Akte zu. Ich solle mich, so sagte er, in Ruhe einlesen. Alle Informationen über den Fall seien vorhanden, er selbst wisse auch nicht mehr. Vor allem solle ich mich nicht irritieren lassen von einigen Ungereimtheiten, die Umstände der einzelnen Morde betreffend.

Also vertiefte ich mich in die Unterlagen. Es handelte sich um zwölf Todesfälle in den letzten drei Monaten. Zwischen den Opfern schien es keine Gemeinsamkeiten zu geben, es waren Frauen, Männer und Kinder darunter. In der Mehrzahl der Fälle war ihnen der Schädel mit einem harten Gegenstand eingeschlagen worden. Anschließend hatte der Täter ihnen das Herz herausgeschnitten. Weitere Misshandlungen oder sexuellen Missbrauch der Leichen gab es nicht.

Es existierten keinerlei Zeugen und auch keine Hinweise auf einen möglichen Täter. Erschwerend kam hinzu, dass der Leiter der Untersuchungen, ein gewisser Beermann, vor zwei Wochen überraschend aus dem Dienst ausgeschieden war.

Die Medien hatten nichts darüber berichtet, was mich wunderte. Man halte die ganze Sache unter der Decke, erklärte mir Nosslinger. Da es keine Zeugen

gebe, habe das bislang funktioniert. Zudem sei die Presse vor Ort recht kooperationsbereit. Aber das werde ich alles schon selbst sehen.

Am Wochenende packte ich meine Sachen und machte mich auf den Weg. Die Stadt am Meer war nicht an das Fernstraßennetz angebunden. Ich musste wohl zu früh die Autobahn verlassen haben, denn stundenlang fuhr ich durch eine flache Einöde. Die grauen Wolken, die seit Stunden einen unablässigen Sprühregen ausspuckten, verschmolzen in der aufkommenden Dunkelheit mit den Nebelschwaden, die aus den ausgedehnten Wiesen aufstiegen. In dem trügerischen Zwielight verschwamm die Landschaft, löste sich die Grenze zwischen Himmel und Erde auf, und ich musste mich konzentrieren, um die unmarkierte Straße im fahlen Licht der Scheinwerfer zu erkennen.

Ich saß seit sechs Stunden hinter dem Steuer und war entsprechend müde. Zwei kurze Kaffeepausen an fast leeren Raststätten hatten mich zwar kurzzeitig mit Energie versorgt; jetzt ließen sie mich in ein umso tieferes Loch fallen. Es fühlte sich an, als würde sich das Zwielight draußen nahtlos in meinem Kopf fortsetzen. Nur selten kam mir ein Fahrzeug entgegen, und jedes Mal riss es mich aus meiner geistigen Dämmerung und beschleunigte meinen Herzschlag, weil ich in der Straßenmitte fuhr und befürchtete, beim Ausweichen auf die rechte Seite in einen jener Gräben zu kippen, die direkt neben dem ausgebrochenen Asphalt am Straßenrand klafften.

Eine gewisse Erleichterung brachten nur die gelegentlich auftauchenden Dörfer mit ihren geduckten, reetgedeckten Dächern, die, wie tief in die Stirn gezogene Kappen, die Fenster im Erdgeschoss fast verdeckten. Trübe Straßenlaternen ließen hier den Straßenverlauf zumindest erkennen, während aus den Häusern selbst kein Lichtstrahl nach außen drang, als hätten die Bewohner sich ebenso verkrochen wie ihre Behausungen.

Die Fahrt kam mir endlos vor. Die Kilometerangaben auf den gelben Wegweisern schienen willkürlich gesetzt zu sein: Waren es vor einer Viertelstunde noch zehn Kilometer bis zu meinem Ziel, so sollten es nun mit einem Mal zwölf sein. Ich fürchtete schon, mich verfahren zu haben, und hatte soeben beschlossen, im nächsten Weiler nach dem Weg zu fragen, als ich den Ortseingang meines Reiseziels passierte.

Hier waren die Straßen nur unwesentlich heller beleuchtet, und die Gebäude wiesen kaum Zeichen von Leben auf. Ab und an sah ich Menschen auf den Gehwegen, die, gegen den ständigen Regen gebückt, eilig einem mir unbekanntem Ziel zustrebten.

Ich folgte einer gewundenen Straße, die mich in den Ortskern führte. Er bestand aus schmalen, geduckten Häusern, deren Dächer im Regen glänzten. Die Fahrbahn war mit Kopfstein gepflastert, und in dem Labyrinth der engen Gassen verlor selbst mein Navigationsgerät seine Orientierung. Ich irrte eine Weile herum. Mehrmals hatte ich das Gefühl, eine Straße schon durchfahren zu haben, bis ich schließlich ein kleines, unbeleuchtetes Schild entdeckte, das den Namen meines Hotels trug.

Dreimal musste ich die Klingel drücken, bis mir ein schläfriger Nachtportier die Tür öffnete. Ich schien der einzige Gast zu sein. Mit mürrischer Miene wies der Mann mir ein spärlich eingerichtetes Zimmer zu. Ich hätte nach der langen Fahrt gerne noch etwas gegessen oder getrunken,

aber ein Blick aus dem Fenster in den stärker werdenden Regen ließ mich hungrig zu Bett gehen.

Am nächsten Morgen holte mich der leitende Kommissar der Stadt vom Hotel ab. Er stellte sich als Bosner vor und war ein korpulenter Mann mit buschigen Augenbrauen. Er freute sich sehr über die Unterstützung, die ihm Nosslinger habe zukommen lassen, erklärte er. Er hoffe, mit meiner Hilfe den Fall schnell abschließen zu können.

Ich sei kein Spezialist für solche Fälle, wehrte ich ab, werde aber selbstverständlich mein Bestes tun.

Damit könne ich gleich anfangen, erwiderte er. Man habe nämlich soeben ein neues Opfer entdeckt. Das sei jetzt Nummer dreizehn. Er blickte mich vielsagend an, so als liege darin eine besondere Bedeutung verborgen.

Auf der Fahrt zum Tatort hatte ich Gelegenheit, etwas von der Stadt zu sehen. Die regengepeitschten Gassen der Altstadt waren nahezu menschenleer. Auch hinter den Schaufenstern der Geschäfte war keine Bewegung zu entdecken, obwohl es bereits neun Uhr war.

Wir verließen die Altstadt und tauchten in ein ebenso unübersichtliches Gewirr von Straßenschluchten ein, die von hohen Speichern gesäumt wurden. Dies sei früher das wirtschaftliche Herz der Stadt gewesen, erläuterte Bosner. Damals hätten der Hafen und die Stadt noch Bedeutung gehabt. Schiffe aus aller Welt hätten hier ihre Fracht gelöscht. Aber das sei alles lange her.

Wir hielten an einem schmalen Durchgang zwischen zwei Reihen von Lagerhäusern. Bosner spannte einen Schirm auf, und wir liefen durch das Zwielicht bis zu der Gruppe von Männern, die die Leiche umringten. Es war eine junge Frau, nicht älter als dreißig Jahre. Sie hatte blondes Haar, das mit geronnenem Blut verkrustet war. Ihr war, ebenso wie den vorherigen Opfern, der Schädel eingeschlagen worden. Der Täter hatte Mantel und Pullover grob durchtrennt und den Brustkorb aufgehackt. Ich starrte in die Höhlung, in der sich einst das Herz der Frau befunden hatte.

Ich musste würgen und wendete mich ab. Während Bosner mit seinen Leuten redete, sah ich an der Speicherwand empor. Es war die Rückseite des Gebäudes, und es gab keine Fenster. Hatte vielleicht jemand einen Ziegel vom Dach geworfen?

Das sei schwer vorstellbar, sagte Bosner. Schließlich seien keinerlei Splitter zu entdecken. Und von dort oben im Dunkeln eine gehende Person zu treffen, das sei nahezu unmöglich.

Trotzdem beharrte ich darauf, mir das Dach näher anzusehen. Der Speicher stand schon seit vielen Jahren leer, und es dauerte fast eine halbe Stunde, bis der Hausmeister mit einem Schlüssel auftauchte. In einem klapprigen Lastenaufzug fuhren wir nach oben. Der Dachboden war von einer dicken Staubschicht bedeckt. Man sehe ja, dass hier kein Mensch gewesen sei, bemerkte der Hausmeister. Außer ihm habe hier niemand Zutritt.

Bosner und er wollten umkehren, aber ich bestand darauf, einen Blick aufs Dach zu werfen. Mit Mühe schoben wir eine der Luken so weit auf, dass ich meinen Kopf hindurchstecken konnte. Das Gebäude war mit Dachziegeln gedeckt, die von der Witterung und dem ständigen Wind abgerieben und mit

Vogelkot bedeckt waren. In der untersten Reihe fehlte ein Ziegel, etwa auf der Höhe, wo die Leiche lag.

Bosner tat das als Zufall ab. Wie solle denn jemand auf das Dach gekommen sein? Über den Dachboden sei niemand gegangen, das sehe man doch, und vom Nachbargebäude hierherzugelangen sei unmöglich. Dafür sei das Dach zu steil und zu rutschig.

Ich widersprach nicht. Es war in der Tat unvorstellbar, dass ein Mörder eines der Dächer erklimm, sich bis hierhin vorarbeitete und dann zielgerichtet einen Ziegel auf sein sich bewegendes Opfer warf, nur um anschließend wieder herabzuklettern und ihm das Herz herauszuschneiden.

Wir verließen das Gebäude. Der Polizeiarzt war inzwischen mit seiner ersten Untersuchung fertig. Es sei wie bei den anderen Toten, sagte er. Das Herz sei mit einer Art Küchenmesser herausgeschnitten worden, ohne jegliche Finesse. Nichts deute auf einen medizinischen Fachmann hin.

Bosner und ich fuhren zum Polizeipräsidium, wo er mir mein Büro zeigte. Auf dem Schreibtisch lag ein Aktenbündel. Hier habe vorher Beermann gesessen, sagte Bosner, dies seien seine Akten, die er parallel zu den offiziellen Ermittlungsakten geführt habe.

Warum er so plötzlich aus dem Dienst geschieden sei, wollte ich wissen.

Das sei für alle ein Rätsel, erwiderte Bosner. Dreißig Jahre lang habe er klaglos seine Arbeit verrichtet. Vielleicht sei ihm die Mordsache zu sehr an die Nieren gegangen.

Den Rest des Tages verbrachte ich damit, Beermanns Aufzeichnungen zu studieren. Auch ihm war die Sauberkeit an den Tatorten aufgefallen. Das hatte ihn zu der Spekulation veranlasst, es könne sich um mehrere Täter handeln, von denen einer den Tatort reinigte, während der andere das Herz herauschnitt. Er hatte die Theorie allerdings schnell wieder verworfen.

Zum Ende hin wurden seine Notizen zunehmend verworrener. Er fabulierte von einer Verschwörung in höchsten Kreisen, von *notwendigen Blutopfern* und anderes wirres Zeug mehr.

Als ich Bosner darauf ansprach, meinte er, es könne durchaus sein, dass Beermann psychisch krank gewesen sei. Die Stadt habe manchmal auf diejenigen, die hier nicht geboren worden seien, eine unglückliche Ausstrahlung. Beermann habe in den letzten Jahren häufiger darüber geklagt, unter Depressionen zu leiden.

Das schien mir doch etwas weit hergeholt, auch wenn ich einräumen musste, dass der Ort keine gute Aura besaß. Ich ließ mir von Bosner den Weg zum Hotel beschreiben und machte für heute Schluss. Der Regen war in ein feines Nieseln übergegangen. Nach wie vor waren nur wenige Passanten unterwegs.

Ich suchte nach einem Restaurant, fand aber nur einen heruntergekommenen Schnellimbiss, in dem ich einen Backfisch mit Bratkartoffeln aß. Ich war der einzige Gast, und als ich den Imbiss verließ, rasselten hinter mir die Läden herunter.

Die Stadt hatte wirklich etwas Dunkles und Bedrückendes an sich. Die Giebel der Häuser beugten sich über die Gassen, als wollten sie alles Leben

darin verschlingen. Nur in wenigen Wohnungen war Licht zu sehen. Die meisten Fenster sahen so aus, als ob die Räume dahinter unbewohnt seien.

Ich war froh, als ich mein Hotel erreichte. Diesmal saß eine ältere Frau an der Rezeption, und es gelang ihr tatsächlich, zwei Flaschen Bier für mich aufzutreiben, die ich mit auf mein Zimmer nahm.

Am folgenden Tag suchte ich die verschiedenen Tatorte auf und inspizierte die benachbarten Gebäude. Alle hatten eins gemeinsam: Entweder fehlte ein Dachziegel, oder ein Stück von der Fassade war abgebrochen. An einer Kirchenwand klaffte in der Reihe der Gargoyles eine Lücke, genau über der Stelle, an der das Opfer gefunden worden war.

Bosner tat das als einen Zufall ab. Es sei doch schlechthin unmöglich, dass ein Täter so exakt zielen könne, zumal es doch schwierig genug sei, überhaupt in die passende Ausgangsposition zu gelangen. Er verstehe meine Schlussfolgerungen, könne sie aber nicht teilen.

Nosslinger hingegen, den ich am Nachmittag über meine Ergebnisse unterrichtete, war hochzufrieden. Das sei doch eine erste vielversprechende Spur, meinte er. Er werde sofort in allen Datenbanken nachforschen lassen, ob ein solcher *Modus Operandi* schon einmal beobachtet worden sei und wenn ja, wann und wo.

Nach Feierabend führte mich mein Weg zufällig in den Fischereihafen der Stadt. Es war früher Abend, und am Kai dümpelten ein paar rostige Fischkutter auf dem schmutzigen Wasser. Verfallene Lagerhäuser säumten das Hafenbecken, und in der Luft hing ein Geruch von Tang und Verwesung. Ein plötzlicher Regenschauer ließ mich den Schutz einer Gastwirtschaft aufsuchen, deren trübes Licht das einzige Zeichen menschlichen Lebens in der Gegend war.

Ich trat in einen geduckten Raum, der nur spärlich erleuchtet war und nach schalem Bier und kalter Asche roch. An den Tischen saßen Männer unterschiedlichen Alters, die mich mit ausdruckslosen Gesichtern anstarrten. Ihre Physiognomien und Körper hatten etwas Reptilienhaftes an sich: niedrige, über den Augen wulstige Stirn, schmale Augenschlitze, platte, breite Nase und dicke, fischartige Lippen.

Bei meinem Eintreten verstummte jegliches Gespräch. Unter den Blicken der Gäste ging ich zum Tresen, wo mir ein unfreundlicher Mann sichtlich unwillig ein Glas Bier einließ und es vor mir auf die Theke knallte, in die merkwürdige Zeichen und mir unbekannte Worte wie *Azathoth* oder *Shub-Niggurath* eingeritzt waren. Ich ließ mir absichtlich Zeit mit dem Trinken. Über meinem Kopf vernahm ich ein schmatzendes Geräusch, so als ob jemand den Boden des ersten Stockwerks mit einem Saugnapf traktierte. Eine vage Furcht kroch durch meine Glieder, und ich musste mich zwingen, ruhig stehen zu bleiben.

Aus einer Ecke hörte ich höhnisches Gelächter. Der Wirt startete mich herausfordernd an. Ich beschloss, es nicht zu übertreiben, trank mein Bier aus, warf eine Münze auf den Tisch und verließ die Kneipe. Die feuchte Luft draußen kam mir wie eine Befreiung vor. Ich atmete tief durch. Die Atmosphäre in der Schenke war bedrohlich gewesen, auch wenn niemand Anstalten gemacht hatte, mir zu Leibe zu rücken. Es war nicht nur, dass ich

mir *unerwünscht* vorgekommen wäre, nein, ich hatte mich tatsächlich wie ein Fremdkörper gefühlt, wie ein Eindringling in eine andere Welt. Eigentlich war das schon seit meiner Ankunft in der Stadt so; es wurde mir nur jetzt erst bewusst.

Während ich zum Hotel zurückging, hatte ich das Gefühl, die wenigen Passanten, denen ich begegnete, würden mich mit denselben Blicken bedenken wie die Gäste in der Kneipe.

Als ich mein Hotel erreichte, fand ich einen Umschlag vor, den jemand gegen meine Zimmertür gelehnt hatte. Darin befanden sich ein kleines Büchlein mit einer Geschichte der Stadt und ein schmaler Streifen Papier, auf dem lediglich das Wort *Archiv* handschriftlich vermerkt war.

Ich warf mich aufs Bett und nahm mir das Buch vor. Es war nicht sehr ergiebig. Offenbar war hier in den letzten tausend Jahren kaum etwas Erwähnenswertes passiert. Die Stadt ging auf eine Gründung der Wikinger zurück und war, wohl aufgrund ihrer abgeschiedenen Lage, von allen großen Konflikten des Kontinents verschont geblieben. Man hatte sich einen bescheidenen Wohlstand erarbeitet, der in erster Linie auf den Hafen zurückzuführen war.

Illustriert war das Buch mit einer Reihe von Fotos, die diverse alte Häuser zeigten. Eine der Abbildungen war mit einem roten Stift markiert. Es handelte sich um eine Art Herrenhaus, das auf einem Hügel neben dem Fischereihafen lag. Ich hatte es vorhin bei meinem Ausflug lediglich als dunklen Schatten wahrgenommen. Es trug die Bezeichnung *Godenus* und war viele Jahrhunderte lang der Sitz des Stadtoberen, bevor es eine moderne Verwaltung mit eigenem Rathaus gab.

Nach einer unruhigen Nacht fuhr ich am nächsten Morgen in aller Frühe zum Godenus. Es wurde durch einen Maschendrahtzaun geschützt, und alles, was ich aus der Ferne erkennen konnte, war ein mehrstöckiges Bauwerk aus Granit, dessen Fenster sämtlich verrammelt waren. Es sah nicht so aus, als ob es bewohnt sei. Es wirkte eher desolat als bedrohlich, und ich erwog für einen Moment, dort einzudringen. Dann entschied mich aber dagegen. Es gab keinerlei Hinweise, die das gerechtfertigt hätten, außer einem Foto in einem alten Reiseführer und einem unbestimmten Gefühl, das mich auch nicht losließ, als ich zurück in die Stadt fuhr.

Bosner bestätigte meine Vermutung. Das Haus gehöre einer Familie, die ihre Linie angeblich bis auf die allerersten Bewohner zurückführen konnte, von der aber offenbar niemand mehr in der Stadt lebe. Ab und an komme mal jemand für ein paar Tage zu Besuch; ansonsten kümmere sich ein Hausmeister um die Instandhaltung des Gebäudes.

Ich zeigte ihm den Stadtführer mit dem markierten Foto. Was halte er davon, dort einmal vorbeizuschauen?

Bosner winkte ab. Aufgrund eines solchen Hinweises würden wir keinen richterlichen Durchsuchungsbeschluss bekommen, das wisse ich doch genau. Von wem ich denn das Buch habe?

Ich erzählte ihm die Sache mit dem Umschlag vor meiner Tür und dem beiliegenden Zettel. Das könne auch eine gezielte Irreführung sein, mutmaßte er. Möglicherweise stamme die Nachricht vom Täter selbst?

Das erschien mir unwahrscheinlich. Bosners Skepsis kam mir allerdings eine Spur zu heftig vor, und für einen Moment glaubte ich sogar, ein Aufleuchten seiner Augen zu bemerken, als er den Zettel betrachtete. Vielleicht wusste er doch mehr darüber?

Ich sagte aber nichts, sondern widmete mich meiner Arbeit, die mich allerdings nicht weiter brachte. Mich wunderte, mit welcher Gleichmütigkeit die Morde von den Kolleginnen und Kollegen behandelt wurden. Es gab keine Sonderkommission, keinen speziellen Einsatzraum, keine regelmäßigen Besprechungen – es gab nur mich, und ich fühlte mich völlig auf mich allein gestellt.

Der ohne Unterbrechung fallende Regen und der ständige graue Himmel schlugen mir langsam aufs Gemüt, und als ich am nächsten Morgen das Archiv aufsuchte, verstand ich zum ersten Mal, warum die ganze Stadt eine so bedrückende Aura hatte. Sie hatte sich einfach an das Klima angepasst, war eine Symbiose mit dem Wetter eingegangen, und so bildeten beide eine perfekte Einheit.

Das Archiv der örtlichen Tageszeitung befand sich, zusammen mit dem städtischen Archiv, in einer ehemaligen Maschinenfabrik. Die Unterlagen waren noch nicht digitalisiert, sondern lediglich auf Mikrofiches einsehbar. Die mausgraue Archivarin führte mich zu einem Tisch mit einem Lesegerät, wobei sie mich mit einem strafenden Blick musterte. Offenbar kam sonst niemand hierhin, um nach Dokumenten zu suchen. Entsprechend staubig waren Tisch und Stuhl. Die Frau betrachtete mich missbilligend, während ich mit einem Papiertaschentuch den größten Dreck wegwischte. Schließlich entfernte sie sich widerwillig.

Wonach sollte ich suchen? Ich durchforstete die Schlagwörter für die Zeitung zunächst nach Begriffen wie *Mordserie*, *Serienmörder* und Ähnlichem, fand aber nichts. Auch *Leiche*, *Mord* oder *Totschlag* förderten nur einige Einzelfälle zutage, die mit den aktuellen Morden nicht in Verbindung standen.

Ich wollte schon aufgeben, als ich auf einen Zeitungsartikel stieß, der vor genau hundert Jahren erschienen war. Es war, so weit ich das überblickte, die einzige Publikation im gesamten Bestand, die nicht aus der Stadt selbst stammte. Der Verfasser hatte mehrere Orte an der Küste bereist und seine Eindrücke festgehalten:

»Die grauenhafteste Erfahrung meiner Reise war ein kurzer Aufenthalt in der Stadt am Meer, über die, der Leser möge es verzeihen, ich nur wenig schreibe, denn niemand sollte sich dort aufhalten, so er nicht aus dringenden Gründen dazu gehalten ist.

Ich erreichte die Stadt am Nachmittag, unter einem bleigrauen Himmel, und fand nur mit Mühe einen Gasthof. Die wenigen Einheimischen, die ich auf den Straßen antraf, waren mürrisch und verschlossen. Der Gastwirt forderte einen exorbitanten Preis, wohl in der Hoffnung, mich abzuschrecken, aber ich war den ganzen Tag gereist und hatte die Ruhe dringend nötig.

Im Speiseraum traf ich auf einen Vertreter für Strickwaren, der sich bereits seit zwei Tagen in der Stadt aufhielt. Über einer lauwarmen Fischsuppe kamen wir ins Gespräch, und er berichtete mir von einer Reihe von Morden, die sich in den letzten Wochen hier zugetragen hätten. Er riet mir, das Haus nicht im Dunkeln zu verlassen, denn die Opfer seien ausnahmslos Besucher von außerhalb oder Angehörige von Familien, die noch nicht lange in der Stadt wohnten.

Als ich später den Gastwirt danach fragte, brummte er nur etwas Unverständliches, das wie ›lächerliche Touristen‹ klang. Dennoch befolgte ich den Rat meines Mitreisenden und ging zeitig zu Bett.

Am nächsten Morgen unternahm ich trotz des widrigen Wetters einen Rundgang durch die Stadt. Sie war dunkel und unwirtlich und wies keinerlei Sehenswürdigkeiten auf, sieht man einmal davon ab, dass viele der Häuser in der Altstadt Jahrhunderte alt sind. Aber sie sind nicht schön herausgeputzt wie anderswo, sondern ihr dunkler Stein ist vom Sturm und Regen verwittert und verschmilzt mit den farblosen Fensterrahmen zu einer grauen Masse.

Auf der Suche nach einem Restaurant traf ich des Mittags den Vertreter wieder, der mit seinem Musterkoffer soeben aus einem Ladengeschäft trat. Er dirigierte mich in eine düstere Gasse, wo hinter einer unscheinbaren Holztür ein kleiner Gastraum auf uns wartete, in dem es angenehm nach Essen roch. Dies sei der Treffpunkt der *Exilanten*, erläuterte mein Führer mir. Hier träfen sich die, die nicht zu den alten Familien der Stadt zählten, um ungestört miteinander zu plaudern und zu lachen, etwas, das die Einheimischen nur selten vermöchten.

Unser Gespräch kam unvermeidlich auf die Morde zurück, von denen er mir berichtet hatte. Er erzählte mir von Gerüchten, die er gehört hatte und die lauteten, solche Abfolgen von Mordtaten ereigneten sich hier alle hundert Jahre seit der Gründung der Stadt. Das könne natürlich niemand nachprüfen, denn entsprechende Dokumente lägen nicht vor, aber er könne es sich aufgrund der Eindrücke, die er hier gesammelt habe, gut vorstellen. Dies sei ein *böser* Ort, und er werde nach diesem Besuch nicht mehr hierherkommen.

Wir aßen ein schmackhaftes Mahl und saßen gerade beim Kaffee, als die Tür plötzlich aufgestoßen wurde und drei uniformierte Polizeibeamte hereingepoltert kamen, die meinen neuen Freund grob hochrissen und mit der Bemerkung, er sei festgenommen, hinausschleppten. Als ich intervenierte, gab man mir zu bedeuten, lieber umgehend abzureisen, wenn mir nicht dasselbe Schicksal zustoßen sollte.

So verließ ich den unwirtlichen Ort wieder. In den folgenden Tagen studierte ich die Zeitungen sehr gründlich. Am dritten

Tag entdeckte ich eine kleine Notiz, in der es hieß, der reisende Vertreter Soundso sei in der Stadt am Meer Opfer eines Raubmordes geworden. Die Polizei ermittle in mehreren Richtungen, verdächtige aber bereits einen anderen Besucher der Stadt, der gleichzeitig mit dem Getöteten im selben Gasthof logiert habe.

Ich verstand die Botschaft wohl und verließ eilends die Küstengegend, in die ich seitdem nicht mehr zurückgekehrt bin.«

Ich nahm meinen Kopf vom Lesegerät und massierte mir die Schläfen. Das war natürlich alles Humbug, Hörensagen vom Hörensagen. Oder? Was der Reisende über seine Eindrücke von der Stadt schrieb, entsprach meinen Erfahrungen. Da schien sich in hundert Jahren nicht viel geändert zu haben. Aber was war mit dem Rest? Sollte diese Mordserie eine Vorgeschichte haben, die weit in die Vergangenheit zurückreichte? Und wenn ja, was waren die Gründe dafür?

Am Abend fand ich erneut einen Zettel vor, den man unter meiner Zimmertür hindurchgeschoben hatte. Diesmal enthielt er lediglich das Wort »Friedhof«. Ich hatte inzwischen einen Verdacht, wer der unbekannte Absender sein mochte, und als ich am nächsten Morgen wieder an meinem Arbeitsplatz saß, verglich ich die Handschrift mit den Aufzeichnungen meines Vorgängers. Es war eindeutig Beermann, der mir diese Hinweise zukommen ließ.

Der Friedhof lag hinter einer kleinen Kirche. Das Dach des Glockenturms war eingestürzt, und der graue Granit war über und über mit Graffiti obszönen Inhalts besprüht. Ich bahnte mir meinen Weg durch das kniehohes Gras, das die Grabsteine zur Hälfte verbarg. Niemand schien sich hier um das Andenken der Toten zu kümmern. Einstmals prächtige Grabmäler wurden notdürftig mit Holzbalken abgestützt, und die meisten einfachen Grabsteine waren so verwittert, dass es nahezu unmöglich war, die Schrift darauf noch zu entziffern.

Vom Meer her wehte ein kühler Wind, der Nebelschwaden vor sich hertrieb, und immer wieder blickte ich über die Schulter, um mich zu vergewissern, dass nicht jemand hinter mir stand.

Fast eine Stunde stolperte ich über den Friedhof, wischte hier und da glitschiges Moos von einem Stein, um den Namen besser lesen zu können. Dass ich nicht wusste, wonach ich suchte, machte die Sache nicht einfacher.

Aber als ich es gefunden hatte, lief mir ein Schauer den Rücken herunter.

Noch am selben Abend beschaffte ich mir Beermanns Anschrift und fuhr zu ihm. Er wohnte in einem Dorf außerhalb der Stadt, das jedoch einen ähnlich trostlosen Eindruck auf mich machte. Beermann selbst sah völlig anders aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Er war ein schmaler Mann mit gebeugtem Rücken und schütterem Haar, der deutlich älter aussah als seine fünfzig Jahre. Erschreckender war das Flackern in seinen Augen, das nie zum Erliegen kam. Es war ein Blick, wie ich ihn von internierten Paranoikern kannte, die hinter jeder Ecke einen Verfolger witterten.

Er führte mich in ein verwahrlostes Wohnzimmer und bot mir einen Platz auf einem Sessel an, dessen Bezug fleckig und fadenscheinig war. Dann begann er ohne Übergang zu reden. Ob ich denn nicht gemerkt hätte, worauf die ganze Sache hinauslief? Seien seine Hinweise, die er mir unter der Zimmertür durchgeschoben habe, nicht Grund genug für mich, die Stadt umgehend zu verlassen?

Was genau er damit meine, wollte ich wissen.

Nun, ich hätte doch sehen müssen, dass sich solche Mordserien wie die derzeitige alle hundert Jahre wiederholten. Oder halte ich das etwa für Zufall?

Ich zuckte mit den Schultern. Es sei mir schon aufgefallen, allerdings seien die Aufzeichnungen etwas ungenau. Und wer solle denn, bitte, jedes Jahrhundert fünfzehn Menschen ermorden? Und vor allem: warum?

Das sei eine alte Geschichte, rief Beermann aus. Er habe alles genau recherchiert; ja, nahezu die ganzen letzten Monate habe er ausschließlich damit zugebracht, die Zusammenhänge herauszufinden, die man zu verbergen trachte.

Wer denn etwas verbergen wolle, fragte ich.

Die ganze Stadt, das sei doch sonnenklar! Er raufte sich die Haare. Warum wolle ich denn nicht begreifen? Er habe gedacht, ein Mann von draußen, ein erfahrener Ermittler zudem, werde nicht so vernagelt sein!

Ich musste wohl etwas pikiert geguckt haben, denn er entschuldigte sich sofort. Er habe mich keinesfalls beleidigen wollen; es sei die Unruhe, die ihn mit sich riss und zu Äußerungen veranlasse, die er so nicht habe tätigen wollen. Aber es sei doch evident, dass die ganze Stadt unter einer Decke stecke. Ob ich zumindest wisse, wie die Stadt entstanden sei?

Ich schüttelte den Kopf.

Beermann rieb sich die Oberarme mit den Händen, wie ein Mensch, der in einer Zwangsjacke gefesselt ist. Die Stadt sei sehr alt, führte er aus. Es habe schon vor den Wikingern hier eine Siedlung gegeben, bewohnt von Wesen, die nicht menschlich gewesen seien.

Woher er das denn wisse, fragte ich ihn, so als nehme ich seine abstruse Behauptung für bare Münze.

Es gebe Aufzeichnungen der Wikinger, erwiderte er, ohne zu zögern. Er habe mit den Universitäten in Stockholm, Oslo und Kopenhagen korrespondiert, die ihn entsprechend unterrichtet hätten. Die Wesen, welche die Wikinger vorgefunden hätten, seien von ihnen als »menschliche Reptilien« beschrieben worden. Sie hätten ihren grausamen Göttern Menschenopfer dargebracht, und die Neuankömmlinge seien schnell weitergereist, um sich in einer benachbarten Bucht niederzulassen. Im Laufe der Jahrhunderte sei es zu einer Vermischung der Bevölkerungen gekommen; es gebe allerdings auch Quellen, in denen nachzulesen sei, dass die schrecklichen Wesen den Nachbarort überfallen, die Männer und Knaben geopfert und die Frauen verschleppt hätten.

Beermann starrte mich mit wildem Blick an.

Was das denn alles mit den heutigen Morden zu tun habe, wollte ich wissen.

Seine Stimme senkte sich zu einem Flüstern. Es seien Opfer, die alle hundert Jahre dargebracht werden müssten. Die Stadt selbst sei das personifizierte Böse, sie ernähre sich von den Herzen der Ermordeten.

Ich musste lachen. Das sei doch eine sehr abenteuerliche Geschichte. Wolle er mir wirklich weismachen, nicht Menschen seien die Täter, sondern eine Ansammlung von Steinhäufen?

Beermann schnaufte, antwortete aber nicht. Stattdessen fragte er mich abrupt, ob ich einen Kaffee wolle? Oder bevorzuge ich ein alkoholisches Getränk? Ich wollte eigentlich gehen, entschied mich aber, noch für einen Kaffee zu bleiben, in der Hoffnung, er werde sich beruhigen.

Kurz darauf kehrte er mit zwei Tassen und einer Zuckerschale auf einem Tablett zurück. Milch habe er leider keine da, entschuldigte er sich. Er habe selten Besucher, und er selbst trinke immer schwarz.

Eine Weile schwiegen wir, dann begann er von Neuem. Er habe alle Mordfälle genauestens untersucht und es sei eindeutig, dass ein Mensch als Täter ausscheide. Ich widersprach: Der oder die Täter hätten es bislang nur verstanden, ihre Spuren gut zu verwischen. Aber irgendwann einmal würden auch sie einen Fehler begehen.

Es gebe kein »irgendwann«, sagte Beermann. Dreizehn Morde habe es bereits gegeben. Folgte man der Geschichte, dann werde es noch zwei weitere Leichen geben und anschließend hundert Jahre Ruhe. Ob ich denn auf dem Friedhof gewesen sei, wechselte er das Thema.

Ich nickte.

Was ich davon halte, fragte er.

Ich zuckte mit den Schultern. Es sei schon seltsam, dass Nosslinger mir nichts von seiner Herkunft erzählt habe, bestätigte ich. Als ich die Grabsteine entdeckte, sei ich in Versuchung gewesen, ihn sofort anzurufen, sei dann aber doch zunächst hergekommen.

Beermann rührte schon seit einigen Minuten in seiner Kaffeetasse herum. Der Laut, wenn der Löffel auf das Porzellan traf, ließ mich immer wieder dorthin blicken. Es war wie eine geheime Botschaft in Morsecode. Nosslingers Familie sei eine der ältesten der Stadt, wenn nicht sogar die älteste. Deshalb sei sicher anzunehmen, dass er die Geschichte der Stadt und die jedes Jahrhundert wiederkehrenden Mordserien kenne. Aber offenbar habe er mir davon bei meiner Beauftragung nichts gesagt.

Das gab auch mir zu denken. Aber vielleicht, so mutmaßte ich, wollte Nosslinger mich nur nicht in irgendeiner Richtung beeinflussen? Er gelte immerhin als untadeliger Ermittler, dessen Objektivität außer Zweifel stehe.

Beermann lachte meckernd. Sei das nicht die beste Tarnung für das, was hier geschehe?

Ich widersprach ihm, war aber innerlich nicht völlig überzeugt. Hatte Nosslinger mir seine Verbindung zur Stadt vielleicht doch aus einem anderen Grund verschwiegen? Und wenn ja, warum? Es war absurd, aber ich fragte mich sogar, ob er etwas mit den Morden zu tun hatte.

Ich schüttelte den Kopf. Beermann begann, mich zu beeinflussen, und das durfte ich keinesfalls zulassen. Nachdem ich den Kaffee ausgetrunken hatte,

verabschiedete ich mich. Beermann riet mir noch einmal dringlich, die Stadt zu verlassen, und ich erwiderte, ich werde es mir überlegen.

Aus einer Ahnung heraus fuhr ich nicht ins Hotel zurück, sondern wartete im Auto vor seinem Haus. Es dauerte nicht lange und die Tür öffnete sich. Beermann, in einen knöchellangen Mantel gehüllt, verschwand in seiner Garage. Wenige Minuten später rollte ein verbeulter Golf auf die Straße.

Ich blieb stehen, bis er die nächste Straßenecke umrundet hatte, und folgte ihm dann mit abgeblendeten Lichtern. Es war, wie ich es mir gedacht hatte: Er schlug die Richtung zur Stadt am Meer ein. Ich fragte mich, was er dort wohl vorhatte. Und ob es wirklich seine erste Fahrt dorthin in den letzten Wochen war.

In der Stadt musste ich mich etwas zurückfallen lassen, um nicht von ihm bemerkt zu werden. So kam es, dass ich ihn verlor. Ich kreuzte im Dunkeln durch die Gassen, bis ich seinen Wagen schließlich entdeckte. Er stand in einem Lagerhausviertel, in dem einer der ersten Morde passiert war, und war verlassen.

Ich sprang aus meinem Auto, griff zu meiner Taschenlampe und begann, die schmalen Durchgänge zwischen den Speichern abzusuchen. Schon nach wenigen Minuten fand ich Beermann. Er kniete vor einem Körper. Es war ein Mann in mittleren Jahren, soweit ich das erkennen konnte. An seiner Schläfe klappte die übliche Wunde. Beermann hielt sein Herz in den blutüberströmten Händen.

Als er mich bemerkte, streckte er mir die Arme entgegen, so als wolle er mir das Herz als Opfergabe darbringen. Sein Gesicht war zu einer Maske verzerrt, und er stieß ein irres Kichern aus. Neben ihm auf dem Pflaster lag das Messer.

Ich trat einen Schritt zurück und richtete meine Waffe auf ihn. Er hörte nicht auf zu kichern. Der Wahnsinn, den ich vorhin schon gespürt hatte, hatte nun völlig von ihm Besitz ergriffen.

Hinter mir ertönten Stimmen in der Gasse, und wenige Sekunden darauf standen Bosner und mehrere Beamte neben mir. Die Männer zogen Beermann hoch und nahmen ihn mitsamt dem Herzen, das er nicht loslassen wollte, mit. Bosner schlug mir anerkennend auf die Schulter. Er sei von Anfang an überzeugt gewesen, dass ich den Fall lösen werde, und so sei es gekommen. Nun sei es endlich vorbei.

Ich war mir nicht so sicher. Der Tote vor uns, dem Bosner keinerlei Beachtung schenkte, war das vierzehnte Opfer. Den Aufzeichnungen nach bestand jede Mordserie aber aus fünfzehn Toten. Falls Beermann der Täter war, und vieles deutete darauf hin, dann würde jetzt Schluss sein. Wenn er aber unschuldig an den früheren Morden war, konnte es durchaus sein, dass es noch ein Opfer geben könnte. Wie auch immer, es würde keine zwingende Bestätigung oder Widerlegung der Legende sein.

Den nächsten Tag brachte ich, nachdem ich ausführlich mit Nosslinger telefoniert und ihm dabei auch von Beermanns Hypothesen berichtet hatte, mit der Anfertigung von Berichten und dem Ausfüllen von Formularen zu. Ich hatte zweimal versucht, mit Beermann zu reden, aber er war in eine Art

Starre verfallen und reagierte nicht. Am Nachmittag ließ Bosner ihn in eine forensische Klinik überführen.

An Beermanns Kleidungsstücken waren Blutspuren gefunden worden, deren Charakteristika mit denen von zwei Opfern übereinstimmten. Das Ergebnis der DNS-Analyse würde noch auf sich warten lassen, aber so lange wollte ich nicht in der Stadt bleiben. Ich hatte vor, morgen früh die Heimreise anzutreten.

Deswegen war ich überrascht, als Nosslinger auf einmal in der Bürotür stand. Das sei ausgezeichnete Arbeit gewesen, lobte er. Er sei extra hergekommen, um dem Abschluss der Untersuchungen selbst beizuwohnen.

Warum habe er mir nicht gesagt, dass er aus der Stadt stamme, fragte ich.

Weil es unwesentlich sei. Er klopfte mir aufmunternd auf die Schulter. Ich müsse doch nun einsehen, dass Beermanns Erzählungen lediglich die Produkte eines kranken Geistes seien. Der Mann sei immer schon instabil gewesen, aber dass er so weit gehen würde, hätte niemand gedacht. Zur Feier des Tages lade er mich und Bosner zum Abendessen ein.

Ich wusste nicht recht. Immerhin hatte ich vor wenigen Stunden Nosslinger noch für einen möglichen Drahtzieher der Morde gehalten. Ja, ich musste mir eingestehen, dass ich Beermann beinahe geglaubt hätte. Und ein gewisses Unbehagen empfand ich immer noch. Das war mir alles viel zu glattgegangen.

Dennoch folgte ich den beiden zu Nosslingers Range Rover. Das war ein Fehler, wie ich schnell merkte. Denn er steuerte direkt auf das Haus auf dem Hügel zu, dessen Fenster heute alle hell erleuchtet waren.

Das Tor im Zaun war geöffnet, und wir parkten auf einem kiesbestreuten Vorplatz, wo bereits etliche weitere Fahrzeuge standen. Im düsteren Schatten des Gebäudes stiegen wir aus. Dies sei seine bescheidene Herberge, sagte Nosslinger. Leider habe er viel zu wenig Zeit, sie zu nutzen. Aber heute sei ein besonderer Tag, und den gelte es zu feiern.

Wir betraten einen nur spärlich beleuchteten Flur, an dessen Wänden eine Reihe abscheulicher Gemälde hing. Darauf waren ausschließlich Männer abgebildet, deren Gesichter mich an die Gäste in der Hafenkneipe erinnerten. Ihre Ähnlichkeit miteinander war unverkennbar. Alle hatten sie reptilienhafte Züge und kalte, erbarmungslose Augen.

Wir traten in einen großen Raum. An einem langen Tisch saßen dreizehn Männer. Die Plätze an den Kopfenden waren noch frei. Nosslinger steuerte mich zu einem der Stühle und drückte mich sanft hinunter. Bosner nahm an der einen Seite Platz, während Nosslinger sich mir gegenüber hinsetzte.

Zwei Bedienstete kamen herein. Einer stellte vor jedem von uns ein Weinglas ab, der andere befüllte es aus einer bauchigen Karaffe mit Rotwein. Dann verschwanden sie so geräuschlos, wie sie gekommen waren.

Nosslinger erhob sich. Er wolle nun einen Toast ausbringen, erklärte er. Wir alle, die wir anwesend seien, dürften uns glücklich schätzen, einen solchen historischen Augenblick mitzuerleben. Besonders freue er sich über meine Gegenwart. Ich sei sozusagen der Ehrengast des Abends. Deswegen gelte der erste Toast auch mir.

Alle standen auf und hoben ihre Gläser. Ich war wie gelähmt, und erst als Nosslinger mir zunickte, raffte ich mich ebenfalls hoch. Das Glas kam mir so schwer vor wie eine der Hanteln, mit denen ich früher einmal trainiert hatte, und mein Arm zitterte. Nein, es war nicht nur der Arm, es war mein ganzer Körper, der von einem Schauer nach dem anderen durchlaufen wurde.

Der Wein war sauer und hatte einen ekligen Beigeschmack. Während ich mich wieder setzte, löste ich unauffällig die Sicherungsschlaufe meiner Waffe.

Nosslinger nannte meinen Namen. Es sei ein alter Brauch, sagte er, dass die fünfzehn mächtigsten Männer der Stadt alle hundert Jahre ein Blutopfer darbrächten. Nur das gewährleiste die weitere Existenz der Stadt. Im Grunde tue man damit der Menschheit sogar einen Gefallen, denn keiner wage sich auszumalen, was wohl geschehen würde, wenn die *Alten* aus ihrer dunklen Behausung herauskämen, um selbst nach Opfern zu suchen.

Beermann habe durchaus richtig gelegen mit seiner Annahme, die Stadt selbst sei der Täter. Die *Alten* seien mit ihr im Laufe der Jahrhunderte verschmolzen. Sie kontrollierten jeden Stein, und so sei es ihnen auch ein Leichtes, einen vorübereilenden Passanten mit einem Dachziegel oder einem Stück Mauerwerk zu erschlagen.

Der Hügel, auf dem das Haus stehe, verberge unter sich das älteste Bauwerk der Stadt, erklärte Nosslinger. Es sei zu Ehren der *Alten* errichtet worden, die sich hier von ihren Anhängern huldigen ließen. Nur wenigen Auserwählten sei es gestattet, diesen Tempel, wie er es einmal nennen wolle, zu betreten. Deshalb könne ich mich ausgesprochen geehrt fühlen, heute Abend dabei zu sein.

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es sei an der Zeit, sagte er. Stühle wurden gerückt, und die Gesellschaft erhob sich. Ich sprang ebenfalls auf und zog meine Waffe. Ich werde jetzt gehen, erklärte ich.

Nosslinger lächelte nur kalt. Ich könne nicht alle im Raum erschießen, sagte er, deshalb werde mir die Pistole nichts nützen. Keiner von den Anwesenden, mich ausgenommen, fürchte den Tod. Wer umkomme, werde von einem anderen Familienmitglied ersetzt. Außerdem, so fügte er mit einem Augenzwinkern hinzu, habe Bosner vorhin im Büro mein Magazin zur Sicherheit geleert.

Ich richtete den Lauf auf ihn und drückte ab. Ein trockenes Klicken war alles. Erneut zog ich den Abzugshebel durch, mit demselben Ergebnis.

Ich war ihnen ausgeliefert.

Wieder erfasste mich ein Zittern, und ich sank in die Knie. Der Raum drehte sich um mich, und wenn Bosner mich nicht reaktionsschnell gestützt hätte, wäre ich mit dem Kopf auf den Steinfußboden aufgeschlagen.

Zwei der Männer packten mich unter den Schultern und schleppten mich hinter den anderen her eine Treppe hinab. Durch die dicken Steinmauern vernahm ich Geräusche, wie sie kein menschliches Wesen hervorbringen konnte und die mir das Blut in den Adern gefrieren ließen. Die elektrischen Lichter wurden durch Fackeln an den Wänden abgelöst, doch wir stiegen immer noch tiefer, so als sollte es bis in den Schlund der Hölle gehen.

Jeglicher Widerstandsgeist hatte mich verlassen. Eine Flucht war nicht mehr möglich.

Und ich wusste, wer das fünfzehnte Opfer sein würde.

Schließlich gelangten wir in einen gewaltigen Saal, der von Kerzen und Fackeln erleuchtet wurde. Dies musste der Tempel sein, von dem Nosslinger gesprochen hatte. Allerdings wies er nichts von der Eleganz auf, die man von Gotteshäusern kennt, im Gegenteil. Er war aus groben Steinen errichtet worden, ohne jegliche Verzierungen. Die Halle war übersät mit riesigen Stelen, in welche die abscheulichsten Szenen eingemeißelt waren, die ich jemals gesehen hatte. Grotteske Kreaturen, die nichts Irdisches an sich hatten, waren darauf zu sehen, die sich den widerlichsten Handlungen hingaben. Das Schlimmste aber waren nicht die Bilder, in denen sie in den Eingeweiden von menschlichen Wesen wühlten, sondern jene, in denen sich Männer und Frauen scheinbar willig mit ihnen paarten. Mit einem Mal wusste ich, woher Nosslinger und die anderen Familien abstammten.

Wir erreichten eine Art Altar, einen ebenfalls unbehauenen Stein. Auf ihm lagen vierzehn Herzen, säuberlich aufgereiht. Auf dem letzten Platz spiegelte sich der flackernde Schein der Kerzen in der Klinge eines langen, gezackten Messers.

Ich bekam einen Schwächeanfall und sackte zu Boden. Die beiden Männer rissen mich wieder hoch. Nosslinger ergriff das Messer und kam auf mich zu.

Das letzte Opfer müsse immer lebend dargebracht werden, sagte er, und in seinen Augen funkelte der Wahnsinn. Er freue sich, dass ich die Ehre genießen dürfe, dieses Opfer zu sein. Er habe mich immer sehr geschätzt, und ich solle diesen Moment als den Höhepunkt meiner verdienstvollen Karriere begreifen.

Seine Begleiter brachen in ein wildes Geheul aus. Es schienen Namen zu sein, die sie riefen, mit gutturalen Lauten und ekstatisch verzerrten Gesichtern: *Azathoth*, *Yog-Sothoth*, *Nyarlathep* und andere, von denen einer schrecklicher klang als der andere.

Ich wollte schreien, doch aus meiner Kehle kam kein einziger Laut.

Dann sauste die Klinge nieder.